

Standpunkte 9/ 2005

Informationsdienst des Münchner Forums e.V.

ISSN 1861-3004



Schellingstraße 65, 80799 München
☎ 089 282076, info@muenchner-forum.de

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
17.11.2005 Redaktion: Gernot Brauer

Sehr geehrte Damen und Herren,

richtig dimensionierte Flächen für neue Stadtquartiere und richtige Entwürfe für den umbauten Raum in solchen Quartieren sind wichtig. Aber nicht sie allein bestimmen **die Vitalität einer Stadt**, sondern ihre gewachsenen, gemischten urbanen Quartiere mit ihren Bewohnern. Vitale Kristallisationskerne sollten mehr Beachtung finden, aber auch vorhandene Potenziale genutzt werden. Eine vitale Stadt muss ihre **Resourcen optimal managen**, gleich wem sie gehören. Das neue Schlüsselwort dafür heißt **Creative Spacing**. Was das ist, haben Städteplaner jetzt in Bilbao diskutiert. Lesen Sie den Bericht von Martin Fürstenberg auf Seite 2.

Wenn Sie sich in die Diskussion über die weitere Vitalisierung Münchens einklinken wollen, sind uns **Kommentare** als Leserbrief oder in einem Arbeitskreis **willkommen**.

Zwei **Nachlesen zur Buga** gab es in einer Forums-Veranstaltung im Gasteig und bei Münchens Landschaftsarchitekten. Einen Bericht hierüber finden Sie auf Seite 3.

Aus zwei gegenteiligen Blickwinkeln beleuchten wir in dieser Ausgabe schließlich **die Qualität der Stadt**: auf Seite 5 aus dem eines Städteplaners und Gutachters, für den die entscheidende Qualität der Stadt in ihrer **Komplexität und Widersprüchlichkeit** liegt, und auf Seite 6 aus der eines Journalisten, für den das Gegenteil von Komplexität, nämlich **Monotonie**, eine Ursache für Frustration, Aggression und rohe Gewalt in phantasielos errichteten Stadtvierteln ist – wie gerade erst in Frankreich erlebt. Haubrichs Artikel erschien zuerst am 8. November 2005 in der „Welt“.

Schließlich äußert sich die Geschäftsführerin des Münchner Forums Ursula Ammermann zu einer besonders wichtigen Forums-Aufgabe: zur **Organisation von Bürgerbeteiligungen**. Sie hat hierin große Erfahrungen. Gerade erst hat Münchens früherer Baureferent Horst Haffner in seinem neuen Buch dieses Know-How des Münchner Forums ausführlich zitiert. Ihr Beitrag beginnt auf Seite 8. Er rundet diese „Standpunkte“-Ausgabe ab.

Mit freundlichen Grüßen
Wolfgang Czisch
Vorsitzender des Programmausschusses

INHALT:

ISoCaRP-Weltkongress der Stadt- und Regionalplaner in Bilbao/ Spanien fordert: Creative spacing – Ideen für mehr Urbanität in den Städten **Seite 2**

Zweimal Buga-Nachlese: „An kantige Alleen müssen die Leute sich erst gewöhnen“ **Seite 3**

Prof. Carl Fingerhuth in der Forums-Reihe zur „Zukunft Stadt“: Komplexität und Widerspruch machen die Städte lebendig **Seite 5**

Städtebauliche Monotonie macht aggressiv: Pariser Vororte sind menschenfeindlich konzipiert **Seite 6**

Bürgerbeteiligung: Örtliches Know-How der Bürger optimiert jede Planung **Seite 8**

Leserbrief

Glückwunsch an Herrn Sattler zu seinem Artikel über die scheußlichen Plastiklöwen! Die sind mir zunehmend mehr ein Dorn im Auge. Beste Grüße

Stephanie Montag

Leserbriefanschrift:
BrauerMUC@aol.com

ISoCaRP-Weltkongress der Stadt- und Regionalplaner in Bilbao/Spanien fordert:

***Creative Spacing* – Ideen für mehr Urbanität in den Städten**

Welche Strategien fördern die Kreativität und die Wirtschaft unserer Städte? Das fragten im Oktober mehr als dreihundert Stadt- und Regionalplaner aus 70 Ländern auf der Weltkonferenz der *International Society of City and Regional Planners* (ISoCaRP) im spanisch-baskischen Bilbao. 90 Fallstudien aus 32 Ländern zeigten, wie Stadträume für eine kreative Wirtschaft künftig entwickelt werden können. Professionelles Flächenmanagement, so zeigte sich, tut der Stadt zwar gut. Was sie aber wirklich voran bringt, ist nicht der Umgang mit Quadratmetern Fläche, Gebäudehöhen und immobil gewordenen Euro, sondern sind frische Ideen, wie man urbane Räume für menschliche Netzwerke in der Stadt schafft.

Urbane „Kreativität“ erfordert viel mehr als architektonische Meisterleistungen. Sie braucht mehr als ambitionierte Kulturprogramme oder als **reine** Qualifizierung von Menschen zur Jobsuche. Kreative Fähigkeiten werden heute kulturell stimuliert, und zwar durch Offenheit der Menschen und ihres Umgangs miteinander. Sie blühen auf, wenn Menschen ihre unterschiedlichen Fähigkeiten und kulturellen Backgrounds einbringen. Divergierendes Denken *und* konvergierendes Handeln fördern Emotionen und schaffen Werte und Gegenwerte, im wirtschaftlichen wie im urbanen Sinn. Das zeigte der Engländer Charles Landry in einem brillanten Vortrag in Bilbao. Kreatives Handeln und Wirtschaften, so Landry, basiert auf innovativer Kommunikation, weniger auf urbanen „Containern“. Es geht um Nachbarschaften statt um Museums- oder Kongressbauten; um offene Stadtquartiere statt um geschlossene High-tech Parks. Ein loftartiges Büroambiente setzt oft mehr Kreativität frei als durchrationalisierte Großraumbüros.

„*Creative Spacing*“ heißt das Schlüsselwort für die lebendige, zukunftsfähige Stadt.

Gemeint sind damit dynamisch-flexible Aktionsräume für Menschen, Güter und Informationen. Festgeschriebene Flächennutzungen und unantastbare Architekturen bremsen die Entwicklung einer Stadt eher als sie zu fördern. Wer verfügbare Flächen und Ressourcen „re-qualifizieren“ will, muss Nutzungen neu zusammenführen, so dass Synergien und neue (Geschäfts-) Ideen entstehen. „*Creative Spacing*“ zeigt bereits viel versprechende Erfahrungen. Sie kommen aus New York (ITT Building, Meat Market, Brooklyn Greenway), aus Singapore, wo das „One-North“ Projekt neue Formen der flexiblen Planung testet, aus dem holländischen Delft („Bacino!“ Projekt), aus Hollands Randstad und aus Innovationsparks und Wissenschaftsgürteln um Lissabon, Turin und München. Auch in München gibt es - so Stephan Reiss-Schmidt – Diskussions- und Handlungsbedarf, um die dispersen Universitätsstandorte wieder intensiver mit der Stadt zu vernetzen.

Weltweit gibt es derzeit nur wenige Regionen, in denen die Bevölkerungs- und Wirtschaftsdynamik zu völlig neuen Stadt- oder Stadtteilplanungen führt. Die Autostadt Anting bei Shanghai, von Albert Speer vorgestellt, und die Stadtentwicklung „One North“ in Singapore, mit einem ISoCaRP-Award prämiert, sind da eher Ausnahmen. Die meisten europäischen Metropolen pendeln heute zwischen Wachstums- und Schrumpfungsphasen. Ihr Oberziel kann nicht immer Wachstum und globaler Wettbewerb sein, wohl aber eine vielfältige urbane Mischung, ein Auf- und Abräumen altindustrieller Anlagen und eine Pflege bewährter Stadtstrukturen, **dazu** soziale Ausgewogenheit und ein auf Dauer subventions-unabhängiges Wirtschaften, immer im regional angemessenen Maßstab.

Wie beim ISoCaRP-Kongress zu hören, war Bilbao in den 80er Jahren selbst Zentrum einer schweren Wirtschaftskrise, mit hoher Arbeitslosigkeit und Abwanderungen. Heute haben sich Stadt und Region stabilisiert. So großartig der Museumsbau von Frank Gehry aus den 90er Jahren am freigelegten Flussufer auch herausragt: der „Guggenheim-Bilbao-Effekt“ war und konnte nie alleiniger Faktor zur Modernisierung der ganzen Region sein. In baskisch-spanischer Kooperation sind neue Universitäts-, Kongress-, Hotel- und Wohnbauten hinzugekommen. Sie sollen bei fortlaufender Konjunktur auf die Erneuerung weiterer Wohn- und Hafengebiete ausstrahlen.

Einige der Erfahrungen mit Creative Spacing lassen sich nach den Worten des portugiesischen Kongressberichterstatters Fernando Nunes da Silva durchaus auf andere Städte übertragen. Voraussetzungen für Kreativitätserfolge sind der starke Wille, gegen eine wirtschaftliche Krise anzukämpfen, eine starke regionale Identität und schließlich visionäre Führungspersönlichkeiten, die ihre Zukunftsvisionen klar, vernünftig und pragmatisch formulieren und damit weitere Hauptakteure mobilisieren. So erzeugen sie den notwendigen Konsens für eine kollektive Zusammenarbeit. Top-down-Verfahren sind genauso üblich wie Bottom-up-Verfahren; was besser funktioniert, hängt ab vom Umfang des Arbeitsfeldes (auch von der „kritischen Masse“), von der Arbeitsphase sowie vom sozialen und vom kulturellen Umfeld. Die Französin Ariella Masbounji erinnerte in Bilbao im Übrigen daran, dass eine „kreative Stadt (selbst) weiß, wie sie ihren Weg findet“. Wie zum Beispiel? Der Bürgermeister der Touristenstadt Sitges bei Barcelona gab eine katalanische Antwort: durch „Magie, Charme, Schönheit und Intelligenz“.

Fördert jedes städtische Projekt die Verbreiterung von Wissen und kollektivem Handeln?

Nebenbei gesagt: Es gab auf dem ISoCaRP-Weltkongress in Bilbao keine Diskussionen über „Höhe und Dichte“ wie in München, auch wenn in Spanien und vor allem in Asien mit großer Selbstverständlichkeit hoch und dicht gebaut wird. Bauhöhe und Maß der Bebauung sind eben keine Maßstäbe für Kreativität in der Stadtentwicklung. Die Frage lautet auch nicht: Welches Gebäude passt am Besten auf einen gegebenen Platz?

Wo Kreativität als Grundbedingung kommunaler Planungs-, Bau- und Investitionsentscheidungen wirklich praktiziert wird, lautet vielmehr die Frage: Fördert das jeweilige Projekt die Verbreiterung von Wissen und kollektivem Handeln oder verengt es womöglich Aktionsräume unserer Stadtgesellschaft?

Martin Fürstenberg

Nachhaken zum BUGA-Kunstgarten:

„An kantige Alleen müssen die Leute sich erst gewöhnen“

Die Bundesgartenschau 2005 ist vorbei. Nun wird resümiert. Auf zwei Veranstaltungen - am 10. Oktober in der Bayerischen Architektenkammer, und abends darauf in der Black Box des Kulturzentrums Gasteig - warfen Experten durchaus kritische Blicke auf die Ergebnisse und Hinterlassenschaften dieser „Pflanzenschau“.

Lässt sich anhand von früher realisierten Münchner Parks abschätzen, wie leicht oder schwer der Riemer Park ein ganz normales, akzeptiertes Stück der Münchner Grünlandschaft wird? Was lässt sich für ihn aus dem Olympiapark der 1970er und aus dem Westpark der 1980er-Jahre ableiten?

Diese Frage stellten Münchner Forum und Münchner Volkshochschule am 11. Oktober 2005 in der Black Box im Gasteig der Buga-Geschäftsfühlerin Andrea Gebhart sowie Prof. Fritz Auer, einem der Schöpfer des Olympiaparks, und Peter Kluska, dem Gestalter des Westparks. Olympiapark und Westpark sind, wie ihre Architekten berichteten, als planerische Artefakte auf zuvor völlig anderem, übrigens in beiden Fällen ursprünglich völlig ebenen, baumlosen Arealen entstanden. Hatte der Olympiapark-Landschaftsplaner Prof. Grzimek auf diesem Gelände ein Problem mit dem Weltkriegsschutt, so musste Kluska mit der Lindauer Autobahn und dem Mittleren Ring ein Lärmproblem bewältigen. Beide Areale sind trotzdem längst typische Stadtparks geworden. Beide stehen für ihre Zeit und haben sich im Lauf der Zeit weiter entwickelt, sowohl in ihren Pflanzenwelten als auch in ihrer Nutzung. Im Gegensatz allerdings zum Riemer Park wurden sie seinerzeit von der Bevölkerung mit großer Begeisterung angenommen und gehören auch heute zu den Highlights der Stadt.

Cooler Grün – kühle Stimmung: erzeugten falsche Erwartungen die negative Bilanz?

Cooler Grün – kühle Stimmung: Unter diesem Motto waren sich Münchens Landschaftsarchitekten schon im Architekturklub, einen Tag vor der Aussprache im Gasteig, über ihr Fazit zur Buga ziemlich einig: Die Planer, Gilles Vexlard für den übergeordneten Grünzug und Rainer Schmidt

für die eigentliche temporäre Bundesgartenschau, hätten ihre Sache trotz allem gut gemacht, hieß es - Schuld an der teilweise negativen Bilanz seien falsche Erwartungen der Besucher gewesen. Viele Gäste seien nämlich mit medial vorgeprägten Vorstellungsbildern durch die Buga gelaufen. Sie hätten eine von der Medienwelt vorgegaukelte Perfektion bearbeiteter Filmsequenzen erwartet. Doch so wenig der Alltag perfekt ist, ist es der Park. Er wächst ja erst hoch. Wirklich beurteilen, so sagten die Planer, kann man ihn erst, wenn die Pflanzen sich stärker entwickelt haben und die Bäume größer sind. Dann, so hieß es, werde die Riemer Parklandschaft so sein wie schon jetzt in den Köpfen ihrer Architekten: vollkommen.

Als besonders schwierig in der Umsetzung wurde das Bundesgartenschau-Thema „Perspektivenwechsel“ empfunden. Dem Maßstabsprung in didaktischer Absicht - z.B. Zellgarten, Vogel-nest etc. - konnten viele nicht folgen. Die Schlüssigkeit ergab sich oft erst mit der schriftlichen Erläuterung. Der Park von Vexlard fand ebenfalls nur ein geteiltes Echo. Die Bezüge auf die Vornutzung durch den Flughafen und die künstliche Aufforstung der Heideflächen im 19. Jahrhundert tröstete viele nicht über die grandios formale Kühle hinweg, die dieser Park ausstrahlt. Öffentlich viel kritisiert wurden die Achsen, vor allem die das ganze Gelände prägende Hauptachse – entstanden in Erinnerung an die alte Rollbahn des Flughafens Riem. Solche Achsen waren schon beim französischen Sonnenkönig Ludwig XIV. beliebt. Auf ihnen konnten sich Adlige seinerzeit beim Flanieren gegenseitig betrachten. Gesehen und gesehen werden – das ist auch heute noch eine beliebte Freizeitbeschäftigung.

Ein Landschaftspark ist Landschaft, niemals in erster Linie ein Veranstaltungsraum

Gartenschauen gab es zur Zeit des Sonnenkönigs noch nicht. Sie haben eine jüngere Tradition. Das Publikum von Gartenschauen hat sich im Laufe der Zeit aber schon sehr verändert. Früher kam vor allem das Bildungsbürgertum und erwartete Blumen und Kunst. Heute ist das Publikum breiter, und die Erwartungen sind differenzierter geworden. Zudem vergleichen die Besucher eine Bundesgartenschau heute mit Events – etwas womit eine gestaltete Landschaft aber weder konkurrieren kann noch will. Denn noch immer ist es Landschaftsarchitekten am wichtigsten, einen grünen Freiraum künstlerisch zu gestalten. Ein Landschaftspark, sagen sie, ist niemals in erster Linie ein Veranstaltungsraum. Hier lag eine Schwierigkeit – die auf lange Sicht angelegte Parkgestaltung trat in Wettbewerb mit der saisonabhängigen Buga-Planung. Dabei konnte keine Seite gewinnen.

Die andere Schwierigkeit hängt mit der selbstgewählten Führungsrolle von Landschaftsarchitekten zusammen. Sie wollen ihrer Zeit stets voraus sein, mit Gestaltung also einen Blick in die Zukunft eröffnen. Das hat schon früher Skepsis erzeugt. Beispielsweise wurde der Englische Garten, als er entstand, keineswegs sogleich als Park anerkannt. Auch mit ihm haben seine damaligen Gestalter vielmehr einen Park realisiert, der seinerzeit als gewöhnungsbedürftig erschien, erst einige Zeit später akzeptiert wurde und dann durchaus auch Nachahmer fand. Eine solche erst allmähliche Zustimmung erwarten die Buga-Landschaftsarchitekten auch in Riem.

56 Millionen Euro Buga-Etat - insgesamt zahlte die Stadt pro Eintrittskarte vier Euro drauf

Das Buga-Projekt von 2005 ist mit 56 Millionen Euro relativ preisgünstig gewesen. Seine Gesamtkosten verteilten sich weit: auf 219 Projekte in München und in der Region, beispielsweise für den Buga-Radweg rund um München. Auf das Riemer Gelände selbst kamen drei Millionen Besucher. Das sind 700.000 weniger als erwartet und kalkuliert. Deshalb entstand ein Defizit von 4,7 Millionen Euro, das die Stadt ausgleichen muss. Das entspricht einem Zuschuss von vier Euro pro Eintrittskarte. Aber im Vergleich mit anderen Bundesgartenschauen der letzten 15 Jahre war die Münchner Buga trotzdem sehr erfolgreich.

Was von ihr bleibt, ist außer der Erinnerung an inszenierte Natur und zahlreiche Events vor allem ein Park: ein weiteres Naherholungsgebiet mit viel Grünflächen und einem Badensee, noch fast in der Stadt - ein Gewinn für die Münchner.

Saskia Brauer

Komplexität und Widerspruch machen die Städte lebendig

Einen allmählichen Wandel im Städtebau weg von der rein rational durchdachten Stadt hin zu sinnlicher erlebbaren, komplexeren und auch widersprüchlicheren Stadtstrukturen fordert der Schweizer Stadtplaner und gesuchte Berater für internationale Stadtbauprojekte Prof. Carl Fingerhuth. In einem Vortrag am 9. November 2005 in der offenen Akademie im Münchner Gasteig sprach er in der Vortragsreihe „Zukunft Stadt“ der Münchner Volkshochschule und des Münchner Forums über Tendenzen des globalen Städtebaus aus fernöstlicher Sicht und zeigte zugleich, wie China mit atemberaubendem Tempo westliche Baustile übernimmt.

Trotzdem: Das Dogma des nur kopfgesteuerten westlichen Bauens hält Fingerhuth für überholt. „Wenn man in diesem Dogma nicht drin war, war man nicht richtig“, erinnerte sich Fingerhuth an die vom Bauhaus bestimmte Zeit, die in seiner Schweizer Heimat besonders von Max Bill geprägt war. Dabei braucht doch Kommunikation Zeichen, Bilder, Ästhetik, was ja nichts anderes bedeutet als Erkennbarkeit. Der Erfolg heutiger Architekten, wie etwa des Büros Herzog / de Meuron, gründe auf einer neuen Sinnlichkeit des Bauens und darauf, das Spezifische des jeweiligen Orts wieder ernster zu nehmen. Die sinnliche, emotionale Bedeutung von Architektur und Stadt werde wieder stärker anerkannt und Planungen zugrunde gelegt. Damit kehre auch die Bedeutung des öffentlichen Raums in den Fokus der Planung zurück. „Noch vor zehn bis zwanzig Jahren haben wir in der Planung stets nur von Häusern gesprochen. Jetzt spricht alles auch von den Räumen dazwischen, vom öffentlichen Raum.“

Städte, so Fingerhuth, ändern sich ständig, so wie die Gesellschaften, denen sie dienen. Das französische Arles etwa war einmal eine rechtwinklige römische Stadt mit einem riesigen Amphitheater darin, bevor seine Bevölkerung im Mittelalter so sehr schrumpfte, dass ihre sämtlichen Häuser im Inneren dieser Arena Platz hatten. Erst in späteren Jahrhunderten überwucherte der Stadtraum die ehemals römischen Mauern. In Mailands umfangreichen Industriebrachen sollen Grünarme entstehen, die die Landschaft in die Stadt zurück holen. In Halle-Neustadt ist das wegen des dramatisch starken Wegzugs der Bevölkerung schon heute der Fall.

Fingerhuth sieht die europäische Stadt seit Jahrhunderten vom Primat der Ordnung geprägt. Das habe man zu Lasten der nötigen Offenheit übertrieben. Die gewachsene und stetig weiter wachsende Komplexität der Städte lasse solche beherrschenden Prinzipien aber auch immer weniger zu. Städtebau und Städteerneuerung sei wie ein Spiel, das immer wieder neu inszeniert werden muss. Die Transformation der gegenwärtigen Haltungen in die gebaute Stadt schaffe mit ihren Widersprüchen lebendige Spannung. Rationalität und Emotionalität seien dabei ebenso in der Balance zu halten wie Kontinuität und Wandel. Werde das Überkommene „heilig gesprochen“ wie etwa die Altstadt von Salzburg, verlören solche Quartiere ihre Urbanität. Setze man hingegen ausschließlich auf Wandel wie vielfach z.B. in New York, zerbrächen ganze Quartiere. Es gelte, die „alte Grammatik“ der Städte mit „neuen Vokabeln“ zu akzentuieren.

Offene Stadtplanungsprozesse mit frühzeitiger und umfassender Bürgerbeteiligung

Gerade im Zeitalter der Globalisierung diagnostiziert Fingerhuth als Gegenbewegung ein verstärktes Bewusstsein für die Individualität einzelner Orte, eine neue Suche nach Regionalität und nach dem Besonderen der einzelnen Stadt. Er plädierte für offene Stadtplanungsprozesse mit frühzeitiger und umfassender Bürgerbeteiligung, wunderte sich aber gleichzeitig ein wenig über deutsche Verhältnisse, wo die gewählten Bürgervertreter zusätzliche Regeln der Bürgerbeteiligung bräuchten, um die Wünsche der Bewohner ausreichend sichtbar machen zu können.

Fingerhuth sieht in jüngeren Stadtentwicklungsprojekten einen ziemlich grundlegenden Wandel des Städtebaus wirksam. In der beginnenden Moderne sei das Credo gewesen, die Stadt neu zu bauen. Noch in den 1960er-Jahren habe es entsprechende Projekte gegeben. Er erinnerte an ein Züricher Projekt in der Nähe des dortigen Bahnhofs, wo schon 60 Millionen für Planungen ausgegeben wurden, bevor auch eine zweite Stufe des Stadtbauverständnisses, nämlich die Errichtung primär auf Ästhetik zielender solitärer Bauten, überwunden worden sei. Nun stehe im Mittelpunkt die Gestaltung des öffentlichen Raums, innerhalb dessen Rahmens sich qualitätsvolle Architektur ausbreiten könne. Der bekannte holländische Architekt Rem Koolhaas habe das richtig begriffen, sagte Fingerhuth, als er Architekten als Unterstützer und einfache Subjekte der Stadt bezeichnete, nicht länger als deren Schöpfer.

München hat von Fingerhuth übrigens recht gute Noten erhalten. Die Übertragung des luftigen Olympiastadions in die Luftkissen-Arena des neuen Fußballstadions ist in seinen Augen ein Musterbeispiel für eine gelungene Transformationsleistung der Stadt. Auch in den Fünf Höfen sei eine herausragende Transformation älterer City-Strukturen in lebendige Zentrumsfunktionen gelungen. Und weltweit gebe es wenige Beispiele, wie Bahn-Areale einfühlbar in städtische Quartiere überführt worden seien. Die Planungen zwischen Münchens Hauptbahnhof und Pasing gehörten dazu und bestächen durch städtebauliche Qualität, sagte Fingerhuth.

Nur in Verbindung mit sinnlich Erlebbarem wird die Stadt auch zur Heimat

Die Stadt der Nachmoderne wird nach Fingerhuths Überzeugung in ihrer Struktur bei der Stadt der Vormoderne anknüpfen müssen. Denn die Stadt der Moderne, die rationale, funktionsteilige, geradezu klinisch reale Stadt, liefere nicht, was die Menschen brauchen. Ordnung und Ästhetik allein sprächen nicht an. Nur in Verbindung mit sinnlich Erlebbarem werde die Stadt auch zur Heimat. Jenseits der Moderne sei das rationale Denken wieder durch Fühlen, Spüren und Intuition zu ergänzen. In der Philosophie wie in anderen Künsten sei das längst Realität. Die Architektur habe da Nachholbedarf. Da aber Städte ohnehin ihre sich mit der Zeit wandelnden Strukturen übereinander legten wie eine geologische Schicht über die andere, könnten auch unsere Städte ihre überkommenen Strukturen neuen Erfordernissen anpassen, so lange man nur zulasse, einsehe und geradezu fördere, dass gerade Komplexität und Widerspruch eine Stadt am Leben erhalten und ihr Leben ausmachen.

Gernot Brauer

Städtebauliche Monotonie macht aggressiv. Das hat jetzt Frankreich gezeigt:

Pariser Vororte sind menschenfeindlich konzipiert

„Die Hoffnungslosigkeit der organisierten Ödnis“, war ein Artikel in der WELT überschrieben, in der Rainer Haubrich sich kritisch mit den städtebaulichen Bedingungen der jüngsten französischen Krawalle auseinandersetzte. Wir haben die Zeitung darum gebeten, diesen lesenswerten Beitrag hier bringen zu dürfen:

Wer TV-Bilder aus den französischen Vorstädten verfolgt hat, ist nicht selten erschrocken angesichts der Tristesse der architektonischen Kulissen, in denen sich die ungekannten Aggressionen entluden. Hinter den Rauchschwaden wurden gigantische Wohnblocks sichtbar und verfallene Betongebirge, die man eher in Grosny vermuten würde als an den Rändern einer prosperierenden europäischen Kapitale. So wird neben den sozialen und wirtschaftlichen Defiziten erneut auch das Scheitern des modernen Städtebaus offenbar.

Dessen Anfänge gehen unter anderem auf den in Paris wirkenden Schweizer Architekten und Stadtplaner Le Corbusier zurück. Der große Baumeister des 20. Jahrhunderts, den der Bildungs-

bürger bis heute hauptsächlich wegen seiner eleganten Wohnzimmerliegen und strengen Fauteuils schätzt, hatte den Mord an der traditionellen Stadt in seinen theoretischen Schriften vorbereitet: "Il faut tuer la rue corridor!" überschrieb er eine seiner programmatischen Skizzen. Der Straßenkorridor müsse getötet werden, also die Aufstellung fünf- bis sechsstöckiger Häuser entlang einer Straße, durch die jedes Quartier in einen öffentlichen Straßenbereich und einen privaten, überschaubaren Bereich im Hinterhof getrennt wurde. Einer der wahnwitzigsten Entwürfe Le Corbusiers war sein "Plan Voisin", in dem er ganze Altstadtviertel in Paris rechts der Seine auf dem Papier ausradierte und durch ein halbes Dutzend gigantischer Hochhäuser auf x-förmigem Grundriss ersetzte. Wäre das Pariser Bürgertum nicht so skeptisch gegenüber den Plänen der frühen Moderne gewesen, lägen diese Hochhaus-Gettos heute direkt neben dem Louvre.

Unter der Leitidee der sauberen, verkehrsgerechten Stadt wurde Corbusiers Schema nach dem Krieg überall in Europa umgesetzt. Gebaut hat man diesen "urbanisme vertical" nicht so sehr in den Innenstädten, sondern vor allem auf der grünen Wiese. Meist fehlte anfangs jede Infrastruktur. Die Budgets waren knapp, die Wohnriegel mußten standardisiert und vorgefertigt werden, um die Stückzahlen zu erreichen, die nötig waren, um die Hunderttausende zu behausen, die es vom Land in die Städte trieb. Dies alles blieb also keineswegs nur auf Frankreich beschränkt. Aber die traditionell exzentrische Formlust französischer Baumeister führte dort neben den einförmigen Wohnriegeln zu besonderen ästhetischen Auswüchsen. Vielen Architekten war die Verwirklichung einer persönlichen Handschrift in von der bildenden Kunst inspirierten Wohn-"Skulpturen" offensichtlich wichtiger als die Kohärenz der Neubausiedlungen.

In seinen berühmten "Orgues de Flandre" aus den frühen siebziger Jahren ließ der Architekt Schulz van Treeck die aufsteigenden Etagen so überhängen, daß die unteren Stockwerke kaum noch Licht erhalten. Hinter der Grande Arche im Pariser Neubauviertel La Défense stehen bis heute vielfotografierte, grellbunte Wohntürme auf amöbenförmigem Grundriss mit geschwungenen Wänden, an denen man kein Möbelstück vernünftig stellen kann. Statt durch Fenster blicken die hier internierten Bewohner durch Bullaugen auf die Ödnis ihrer Umgebung. Hinzu kommen die schon seit den siebziger Jahren kritisierten Schwächen moderner Großsiedlungen. Durch unübersichtliche Wegführungen, uneinsehbare Treppenhäuser und "Restflächen", für die sich niemand zuständig fühlt, ist in diesen Stadtvierteln die Kontrolle durch die Bewohner viel schwieriger als in Quartieren mit traditionellen Straßenräumen.

Verfehlt Stadtplanung und soziale Verwahrlosung – zwei Seiten der selben Medaille

Die "Unwirtlichkeit" dieser Städte, wie sie in Deutschland Alexander Mitscherlich beschrieb, ist sicher nicht der entscheidende Auslöser von Frustration, Aggression und roher Gewalt. Aber keiner der heutigen Stadtforscher leugnet mehr den Zusammenhang zwischen verfehelter Stadtplanung und sozialer Verwahrlosung. Hartmut Häußermann, Professor für Stadt- und Regionalsoziologie in Berlin, macht den Städtebau in Frankreich mitverantwortlich für die Krawalle in Paris und spricht von einer "baulich-räumlichen Form von Isolation". Viele Menschen fühlten sich in den Vorstädten wie Gefangene. Die französischen Großsiedlungen seien in kurzer Zeit in einer oft monotonen Architektur gebaut und schnell mit einer bestimmten "Zuwanderungswelle" belegt worden. Neben den wirtschaftlichen und sozialen Ursachen für Frustrationen gibt es eben auch eine Art von städtebaulichem Umfeld, das seinen Bewohnern schon architektonisch signalisiert, daß sie hoffnungslose Versorgungsfälle sind.

Rainer Haubrich

Bürgerbeteiligung: Unnötig wie ein Kropf oder nötig zum Gestalten der Zukunft?

Das örtliche Know-How der Bürger optimiert jede Planung

Willy Brandts Schlagwort „Mehr Demokratie wagen“ und die Hoch-Zeit der Bürgerbeteiligung liegen lange zurück. Ist Partizipation heute deshalb von gestern? Man könnte das glauben. Denn viele Bürger ziehen sich enttäuscht aus kommunalen Aktivitäten zurück. Andere verfechten persönliche Interessen auf Biegen und Brechen auch gegen die der Stadtgesellschaft, notfalls sogar vor Gericht. Werden wir also eine Stadtgesellschaft zwischen Egoismus und Resignation? Nicht, wenn Bürgerinnen und Bürger sich auch künftig für ihre Stadt engagieren. Das organisiert heutzutage eine professionell gemanagte Bürgerbeteiligung.

Viele Bürger engagieren sich in ihrer Stadt: im sozialen Bereich, über die Agenda 21 oder in Stiftungen gerade von Einzelpersonen. Und viele interessieren sich zumindest für Stadtentwicklungsprojekte. Solche oft umfangreichen Projekte machen fast ein Drittel aller deutschen Bauvorhaben aus. Sie sind sogar häufiger als Projekte im Stadtverkehr. Bei den Bürgern erzeugen sie beachtliches Interesse. Mit Bürgerentscheiden können die Einwohner in solchen Projekten konkret mitregieren. Und sie können es nicht nur. Dieser Einfluss wird auch immer öfter genutzt.

Nur das gesetzlich Nötige zu tun ist nicht sehr klug – Menschen einzubinden ist besser

Behörden ziehen sich nicht selten auf eine Bürgerbeteiligung nach dem Baugesetzbuch zurück. Oft genügt sie, aber nicht immer. Zeichnet sich ab, dass ein Vorhaben auf lebhaftes Interesse in den Medien und auf Bürgerversammlungen stößt, bilden sich gar Bürgerinitiativen, ist es nicht klug, lediglich einer juristischen Form genüge zu tun und nur das nötige Minimum an Bürgerkommunikation vorzusehen. Gefragt sind dann vielmehr intensive Beteiligungsformen von der Befragung über die Information bis zur Kooperation. Was am Besten geschieht, hängt vom Vorhaben ab. Grundsätze gelten aber generell: Jede Aktion sollte thematisch klar definiert sein und ein ebenso klares Ziel haben. Denn nur professionell gemanagte Verfahren sind effizient.

Es sind Verfahren, bei denen die Bürger an der Planung beratend mitwirken, etwa in Planungszellen, Workshops oder Zukunftswerkstätten. Bei letzteren entwickeln die Teilnehmer Zukunftsszenarien und überprüfen ihre Realisierbarkeit. In Regensburg z.B. entstand aus einer solchen Zukunftswerkstatt der Plan für ein Marinaquartier auf dem nicht mehr benötigten Hafengelände.

Haben sich Interessengruppen zerstritten, hilft oft eine Mediation, also eine professionelle Begleitung der Konfliktparteien im Schlichtungsprozess durch einen unabhängigen Dritten, den so genannten Mediator. Er nimmt die Interessen aller Beteiligten gleich wichtig. Seine Mediation kann gelingen, wenn alle Teilnehmer zu gegenseitigem Respekt zurückkehren, zur Sachlichkeit und dazu, gefundene und verabredete Ergebnisse als verbindlich anzuerkennen. Das nennt man eine Win-win-Lösung (bei der beide Seiten gewinnen). So gelang es zum Beispiel in Augsburg, eine jahrelange Streitfrage zur Zukunft der Innenstadt zur Zufriedenheit aller Beteiligten und damit einen jahrelang die Innenstadtentwicklung lähmenden gordischen Knoten zu lösen.

Bürger sind Laien am Bau, aber mit detailliertem Wissen in der Regel lokale Experten

Die Bürgerbeteiligung ist eine Gratwanderung zwischen Ansprüchen von Fachleuten und denen der Bürgerinnen und Bürger. Gegenstand, Form und Umfang einer Beteiligung hängen von vielerlei ab: vom Vorhaben selbst, vom Kreis der Betroffenen, vom Engagement der Verwaltung und der Politik und natürlich vom Druck der Bürgerinnen und Bürger. Alle Interessen gehören von Anfang an auf den Tisch. Wichtig für den Verlauf sind gegenseitiger Respekt und die Bereitschaft beider Seiten zu Offenheit und vertrauensvoller Kommunikation. Das Verfahren selbst muss ergebnisoffen laufen: Pläne dürfen noch nicht fertig, Korrekturen müssen möglich sein.

In einer Bürgerbeteiligung müssen die Rollen eindeutig definiert sein, Projektentwickler und Investoren, Planer und Architekten sind exzellente Fachleute auf ihren Gebieten, haben aber oft wenig Kenntnis der lokalen Situation. Bürger sind fachlich Laien, kennen als lokale Experten in der Regel aber konkrete Probleme in ihrem Umfeld. Viele haben konkrete Lösungsvorstellungen für ihre Probleme. Fließt dieses Wissen in den Planungsprozess ein, entstehen oft kreative und haltbare Lösungen. Sie werden auf breiter Basis entwickelt, und die Betroffenen tragen sie mit.

Weniger Stolpersteine und Einsprüche machen die investierte Arbeit und Zeit wieder wett

Alle Erfahrung zeigt: Es zahlt sich aus, betroffene Bürger frühzeitig mit einzubinden. Das beugt nicht nur Widerständen vor, sondern nutzt auch örtliches Know-how für Projekte optimal. Kennt man potentielle Konfliktherde von Anfang an, lassen sich nämlich Konflikte vermeiden und ein allseits akzeptiertes Ergebnis erzielen. Je komplexer ein Projekt ist und je länger es dauert, desto bedeutsamer ist diese kontinuierliche Information der Bürger über den aktuellen Projektstand. Denn wer sich engagiert, will regelmäßig wissen, was aus seinen Ideen wird. Ein solches *Feedback* ist unerlässlich. Ebenso muss man den Bürgern erläutern, warum bestimmte Anregungen vielleicht nicht umsetzbar sind. Ein solches klar begründetes Nein wird durchaus akzeptiert.

Fallen der Bürgerbeteiligung kann man vermeiden – wenn man sie kennt

In der Bürgerbeteiligung gibt es nicht nur Chancen, sondern auch Fallen. Nicht nur Neulinge tapen da manchmal hinein. Folgende Hindernisse hemmen oder gefährden den Ablauf:

- **Ziele, Inhalte und Gegenstände** einer Bürgerbeteiligung müssen eindeutig sein. Mit welcher Einstellung steigen Bürger und Planer in die Bürgerbeteiligung ein? Und was soll am Ende erreicht werden? Es muss klar sein, welche Entscheidungen schon fest liegen und welche noch zu beeinflussen sind.
- Eine Bürgerbeteiligung muss man **organisatorisch gut planen**. Handelt es sich um eine Information der Bürger oder ist ihr Know-how wirklich gefragt? Wer wird dazu wann und wie beteiligt? Welche Kompetenzen, welcher Zeitrahmen und welche Finanzierung bestehen?
- **Die soziale Balance muss stimmen**. Beteiligungsangebote sollen alle Bürgerinnen gleich welchen sozialen Umfeldes gleichermaßen ansprechen und ermutigen. Gelingt dies nicht, gelten Beteiligungsprozesse schnell als elitär, und das begrenzt ihre Wirkung.
- **Sitzen alle Mitentscheider mit am Tisch?** Das ist nicht immer der Fall. Ein aktuelles Beispiel hierzu: Der Kölner Dom läuft Gefahr, seinen Status als Weltkulturerbe zu verlieren, weil Hochhauspläne die Sichtbeziehungen über den Rhein hinweg beeinträchtigen dürften – sagt die UNESCO. Was war passiert? Bei der Planung hatte man die UNESCO schlicht nicht gefragt.
- Die **Schlüsselpersonen** müssen sich einbinden lassen. Lehnen wichtige Gruppen es ab mitzumachen oder steigen aus einem laufenden Verfahren aus, ist das Gelingen gefährdet. Bleiben Positionen und Argumente lange Zeit unvereinbar, hilft auch keine Mediation.
- Am Anfang muss der **Spielraum transparent** und die **Mitwirkung klargestellt** werden. Lassen sich nur mehr Randthemen diskutieren, weil wesentliche Entscheidungen zu zentralen Fragen bereits getroffen sind, macht Öffentlichkeitsbeteiligung wenig Sinn.
- **Unrealistische Erwartungen** muss man rechtzeitig zurecht rücken. Sonst entstehen Enttäuschungen; und die schlagen und in eine Abwertung der Beteiligung um. Regelrecht Gift sind undurchsichtige Kommunikationsflüsse und Mausechelen.
- **Gesetzliche Standards** wie etwa zum Lärmschutz sind keine Verhandlungsmasse.

- **Die politischen Rahmenbedingungen müssen stimmen.** Eine Mitwirkung der Menschen muss tatsächlich zulässig sein, und die Politik muss dafür gerade stehen, dass mit Ergebnissen des Prozesses umgegangen wird wie vereinbart. Trägt Politik das Erreichte nicht mit, ignoriert sie oder boykottiert sie sogar, bricht die Beteiligung ein.
- **Nicht alles geht.** Beteiligungsprozesse haben klare Grenzen. Wer sie ignoriert, wird Schiffbruch erleiden. Diese Grenzen sind methodischer Art – nicht jede Methode eignet sich zur Lösung jedes Problems – und betreffen Rahmenbedingungen und Einsatzmöglichkeiten.
- **Die Umsetzung der gemeinsam erarbeiteten Ergebnisse entscheidet.** Die größten Stolpersteine sind nicht eingehaltene Vereinbarungen, mangelnde Transparenz und zu geringes Feedback.

Die Beteiligung von Bürgern, Akteuren und Interessengruppen am planerischen Entscheidungsprozess verlangt also eine fundierte, auf jedes Projekt und die Menschen zugeschnittene Öffentlichkeitsarbeit. Dies schafft eine breite Transparenz der Argumente für und wider und überlässt das Feld nicht kampflös durchsetzungsfähigen Interessengruppen.

Die letztendliche Entscheidung hat immer ein demokratisch gewähltes Gremium

Die Bürgerbeteiligung erhöht die Chance zu konstruktiven, tragfähigen und ausgewogenen Lösungen. Die Qualität der Planung und die spätere Akzeptanz werden verbessert, mögliche Stolperschwellen werden sichtbar und lassen sich einebnen. Eine gut gemanagte Beteiligung vermeidet, dass das Vertrauen in die Kompetenz der Wirtschaft, der Verwaltung und der Politik leidet und dass Unzufriedenheit mit der städtebaulichen Situation zu Aggression und zu Vandalismus führt. Ein ausgeräumter Streit muss auch nicht mehr gerichtlich ausgetragen werden.

Die Bürgerbeteiligung ersetzt aber keine politische Verantwortung. Die letztendliche Entscheidung hat immer ein demokratisch gewähltes Gremium. Aber die Beteiligung bereitet solche Entscheidungen vor, macht sie verständlich und sichert Zustimmung. Damit dient sie dem Leben der Stadt.

Ursula Ammermann